

## HEU UND STROH

Sie haben uns schon fast überall verlassen: Die auf Wiesen und Feldern während der Sommermonate aufmarschierenden Reihen und Kolonnen der Heupuppen und Kornmännchen, die uns vereinzelt bis in den Spätherbst vor allem an Gebirgshängen begleitet haben; die an Leitern aufgehängten Garbenleiber und jene, die in hütten- und hausförmigen Formationen überwintern und dabei die verschiedensten Tönungen bei Trockenheit, Nässe und Schnee annehmen, je nach Lichteinfall optische Sensationen liefern. Aus den Ebenen hat man sie vertrieben und wie die einst vor eindringenden Fremdlingen Flüchtenden in entlegenen Bergtälern Zuschlupf suchen lassen. Aber auch dort sehen sie keiner sicheren Zukunft entgegen: Überall sind sie von der endgültigen Ausrottung bedroht, die unsere Freunde von Kindheit an waren und die unsere Kinder und Enkel nicht mehr kennenlernen dürfen. Sie können nur noch Abgepacktes, Eingerolltes, für den raschen Abtransport bestimmtes Einförmiges wahrnehmen und nicht mehr das wesenhaft Vielfältige, das von Region zu Region, von Landschaft zu Landschaft eigene Bewegungen verursachte, einen jeweils wechselnden Reigen aufführte in uns anthropomorph anmutenden, freundlichen, einer Kultur Ausdruck gebenden Gebilden und Gestalten.

Diese Kultur verschwindet vor unseren Augen. Mit ungeahnter Geschwindigkeit auch dort, wo sie sich wenigstens partiell noch in die achtziger Jahre des auslaufenden 20. Jahrhunderts herein retten konnte – zum Beispiel in den für das toskanische Landschaftsbild so charakteristischen Zeilen von Stroh„häusern“.

Die armen Bauern, die einmal unten in den Tälern ihre sumpfigen, sauren Wiesen mähten und die während der Heumahd auf die Alm zogen; jene anderen, die das Korn schnitten und sichelten, es banden, aufluden, droschen;<sup>1</sup> die so hart arbeiten mußten: Sie standen in einer anderen Fron als jene, die das Gras nicht mehr mähen, weil es sich nicht „lohnt“; die es auf den Feldern mit Traktoren wenden,

*Siehe dazu das Kapitel „Das Erinnererte“, S. 49 ff*

*Abb. S. 135 ff*

<sup>1</sup> *Walter von der Vogelweide gab der Freude dessen Ausdruck, der den Halm trocknen und die Zeit der Ernte nahen sah:  
„von grase wirdet halm ze strô/  
er machet manic herze frô.“*

mittels Maschinen paketieren und abführen; die das mit Hilfe der Chemie vermehrte, so prächtig „stehende“ Getreide mit ihren knatternden Monstren greifen, schneiden, dreschen und bündeln lassen, im Nu „verarbeitend“ und im Überfluß erzeugend, was anderen fehlt – während der Boden auslaugt, das Wasser verunreinigt, Lebensbereiche für das Getier vom Wurm bis zum Vogel und von der Feldmaus bis zum Feldhasen zerstört werden. Kulturlandschaften haben sich in öde Distrikte verwandelt, in denen nichts anderes mehr gedeihen und leben darf als das unmittelbar Nutzbare. Das alte Handeln, Hantieren, Formen und Stellen, Bewahren und Schützen, Nutzen und Verwenden war von vielen Gedanken über das Wachsende, Lebenerhaltende, das Absterbende und Wiederkehrende in einer Art „offenem Fließgleichgewicht“ begleitet, von Festen, von Gesängen und Dichtungen, von den Bildern der Maler und jenen, die mit ihren Photoapparaten viel von dem eingefangenen haben, was noch vor einem halben Jahrhundert überall „der Brauch“ war und seitdem mehr und mehr verschwunden ist. Oder eben in sehr entlegene Ecken verdrängt, wo Menschen an alten Verrichtungen und Hantierungen mit Heu und Stroh nicht immer nur aus Not noch immer festhalten, weil es ihnen opportun und richtig erscheint, nicht aufzugeben, was sie und jene, die ihnen vorangegangen waren, als sinngebende Arbeit geprägt hatte.

Abb. S. 32 ff

„Heu und Stroh“ kennen jetzt viele nur noch als jene Mischung aus Teigwaren, aus grünen und gelben Nudeln, die in Italien als „paglia e fieno“<sup>2</sup> auf den Tisch kommt. Präzise hundert Jahre ist es her, daß Maler wie Claude Monet und Vincent van Gogh ihre wunderbaren Bildfolgen von Heu- und Kornschobern der eine, die Sonnenkraft widerspiegelnden Weizenfeldern der andere gemalt haben: Als Sinnbilder einer Einheit zwischen Naturkräften, menschlicher Arbeit und Mühen und der Ästhetik geordneter, gegliederter, im Jahreslauf sich wandelnder Landschaften. Jetzt sieht ein „Sommer auf dem Lande“ anders aus: „Die Linien, in denen das Getreide ausgesät ist, sind makellos gerade; der Tiefgang der Furchen ist exakt berechnet . . . und der Halm, der die Ähren tragen soll, wächst nach

<sup>2</sup> Eine italienische Redensart ist auch: „coprire un palazzo di paglia“ – einen Palast mit Stroh decken.

Seit dem 9. Jahrhundert wird für das Lateinische „palea“ der Begriff „Stroh“ aus lat. „stratum“ (Lagerstatt) verwendet, erst später ist damit das „Strohlager“ im eigentlichen Sinn gemeint. Stroh hängt auch zusammen mit Streu und Streuen, ahd. *strao*, *strô*.

wissenschaftlichen Grundsätzen. Die Ästhetik des modernen Weizenfeldes besagt, daß die Industrialisierung der Agrikultur zur Vollendung gekommen ist und der Bauer nicht bloß der Herr über das Land, sondern auch über die Technik geworden ist. Freilich, wir sehen nur noch selten die rot oder blau eingefärbten Tatzen, die der Mohn oder die Kornblume im Feld gebildet haben. Aber gegen die anmutige Exaktheit und Schönheit des wogenden Weizenfeldes neuen Typs kommt die romantische Abweichung nicht an. Der Preis dieser Kulturleistung ist hoch: Böden und Gewässer sind überfordert von den massiv eingesetzten Düngemitteln, die Vielfalt der Pflanzen wird radikal dezimiert, die Erdoberfläche uniform.<sup>3</sup> Eine Kulturleistung?

Uniform wird in solchen Landschaften auch unser Leben und das des Agraringenieurs – und damit unser ästhetisches Empfinden. Wer die Felder so bebaut und ausbeutet, wie es unsere wie wir alle einem Paradigmawechsel unterliegenden Bauern, von ihren Genossenschaften häufig bedrängt und fremdbestimmt, glauben tun zu müssen – einen Bruch markierend, von dem niemand weiß, wie er sich auf die Zukunft auswirken wird – der baut auch seine Häuser uniform im Gegensatz zu jenen, die einmal ein so vielfältiges Aussehen hatten wie die zahlreichen Formen von Heu- und Strohgebilden auf den Sommerfeldern.<sup>4</sup> Die Strohrollen und Heupakete aber sehen überall gleich aus – gewiß nicht reizlos auch in ihren Häufungen und auf Lagerstätten, aber eben doch nicht mehr von den in den einzelnen Landstrichen verschieden entwickelten Traditionen und den durch sie bedingten Abwandlungen einer Methode des Bergens, Bindens, Fügens und Reihens bestimmt.

Längst ist es nicht mehr so, daß die Bauern das „liebe getraid“ oder den „liebseligen getraidt“ (München 1604 und 1615) in die „Mäntel ihrer Kästen oder Scheuren versperren und nicht verkaufen und hergeben, er werde denn sehr teuer und werth.“ Sie liefern gleich alles an die Genossenschaften und ersparen sich weitere Mühe, erhalten ihren (gestützten) Preis und denken nicht mehr daran, daß es einmal einen jahrhundertelangen Kampf gegen die Verteuerung des Getrei-

Abb. S. 109

<sup>3</sup> Karl Schlögel, *Ein Sommer auf dem Lande*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 27. 8. 1988

<sup>4</sup> *Verschwunden sind die Begriffe für die verschiedenen, damit verbundenen Formen: Fuder, Bürde, Büschel, Bündel, Bund, Schütte, Schaub, Lage und – Garbe. Ursprünglich bildete „Korn“ oder „Rocken“ (Roggen) den Sammelbegriff für das spätere „Getraid“ (mundartlich „Traid“, „Traid“).*

*Darin zusammengefaßt sind „alle gewächse, welche zur Familie der gräser gehören, deren saamen, wenn er reif, hart und rein ist, zu mehl gemahlen, und auf beliebige art von menschen als ein gesunde und naturhafte speise genossen wird . . .“ (Dietrich, *Naturhistorisch ökonom. technol. Handwörterbuch*, Ulm 1816.)*

des gegeben hat, und daß erstmals in unserem Jahrhundert auch gegen dessen Verbilligung angekämpft wurde. In einem Vorschlag zu einem städtischen Getreidemagazin aus dem Jahr 1795 (München) ist zu lesen: „Zur rechten Zeit den angebauten Acker vom Unkraute reinigen, bei der Getreideernte eine Menge ganz außerordentlicher Mühseligkeiten ausstehen; bei der Heuernte nichts verabsäumen.“ Wer so gedacht und gehandelt hatte, konnte gegenüber dem, was er sich mühsam erarbeitet hatte und was die Erde ihm „schenkte“, ein anderes Verhältnis gewinnen als der Besucher eines beliebigen Supermarktes, der zum Verschwenden und Vergeuden animiert. Vor allem auch des einst kostbarsten, aus der Feldfrucht gewonnenen Guts, des Brotes. „Auch in unsere Tage herein“, schrieb Alwin Seifert vor rund fünfzig Jahren, „gilt es noch als Sünde, Brot verkommen zu lassen und als ein besonders teuflisches Verbrechen, ein Kornfeld abzubrennen“.<sup>2</sup> Ein Verbrechen ist es aber auch, Stroh auf den Feldern zu verbrennen.

Abb. S. 88

Siehe dazu das  
folgende  
Textkapitel

An ihm, diesem einst so vielen Zwecken vom Bett bis zum Dach dienenden natürlichen, schützenden und wärmenden Naturstoff scheint niemand mehr interessiert. Mit Ausnahme der Künstler. Ihrem Verhältnis zur Magie von Heu und Stroh und dem von ihm ausgehenden Blick auf das Aus- und Absterbende verdankt dieses wie „Heu und Stroh“ kompilierte Buch sein Entstehen.

Heu und Stroh. Da gibt es doch auch die Geschichte dessen, der als Kind darauf gebettet worden war: „Da liegt's in der Krippe“, hören wir in einem Weihnachtslied, „auf Heu und auf Stroh“. Das Lied hat den Titel „Ihr Kinderlein kommet“ und alle kennen es. Aber welche Bewandnis es mit Heu und Stroh in der Geschichte des Gottessohnes und seiner Predigt von den Notwendigkeiten (und Vorteilen) der Armut als einer anderen Form von Reichtum hat, das haben wir längst vergessen, seit wir kein Heu mehr riechen und Stroh nur in Form von Ballen kennen, mit denen die Kurven auf Rennstrecken abgesichert werden oder neuerdings (in Wien) die Bäume im Winter.

Siehe S. 126

<sup>5</sup> Alwin Seifert, *Im Zeitalter des Lebendigen*. Dresden 1941